

## Eine Geschichte, die der Vetter aus Italien erzählt.

### Des Esels Schatten.

Da war gestern wieder einmal mein Vetter bei mir, der vor kurzem von seiner Reise aus Italien zurückgekommen ist. Wenn der mich besucht, so pflegt er gewöhnlich vielerlei zu erzählen, was er in dem fremden Lande Alles mit erlebt hat. Manches davon wird Euch Freude machen zu hören, wie zum Beispiel die Geschichte von des Esels Schatten.

Der Vetter erzählte:

Ich wollte einmal von Rom nach Tivoli hin. Das ist ein Städtchen im Gebirge, wo sich viele herrliche Wasserfälle durch die zerbrochenen Fenster eines verfallenen Schlosses tief in ein schönes Thal herabstürzen. Der Weg dahin ist kein Rabensprung, er ist wohl an die vier Meilen weit und so hatt' ich mir einen Reit-Esel gemietet, wie man dort zu Lande zu thun pflegt. Der Esel kam auch zur bestimmten Stunde vor mein Haus und mit ihm sein Herr, der Eseltreiber Antonio. Ihr alle wißt ja, was so ein Grauer für ein faules Thier ist. Wenn man drauf reitet, so folgt er nicht wie das edle Pferd auf das bloße Wort, oder beim Anziehen der Zügel oder beim Druck der Schenkel. Nein, da muß fast immer noch ein Mann oder ein Junge hinterher laufen, der mit einem Knüttel tüchtig auf den Faulpelz losschlägt, denn alle Augenblicke steht das Thier still und will schlafen oder fressen. Aber das ist wahr, solch Esel hat doch eine dicke Haut, zwölf tüchtige Schläge mit einem starken Knüttel bringen ihn oft kaum von einer Distel weg, auf die er einmal Appetit bekommen hat.



Also gut! Ich besteige mein Thier und reite drauf los und mein Antonio läuft lustig hinter drein und schreit fortwährend: „Ari! Ari! Vorwärts Fauler, vorwärts!“ Und so geht die Reiterei im Anfange ganz vortrefflich.



Nun aber war gerade an jenem Tage eine fürchterliche Hitze, wie das oft in Italien ist. Der Weg nach Tivoli führt durch eine wüste, öde Gegend; da ist kein Haus, kein Baum, oft nicht einmal ein Strauch am Wege. — Allmählig ward es Mittag, die Sonne brannte mit ihren stechenden Strahlen durch meinen Strohhut durch, daß ich nicht wußte, wo ich vor Hitze bleiben sollte. Der Esel wurde müde zu laufen, der Freiber wurde müde zu prügeln, und ich wurde müde länger auf dem Thiere zu sitzen. — Der Schlaf drückte mir gewaltig auf die Augen, aber nirgends, wohin ich nur sehen konnte, war auch nur so viel Schatten, daß ich meinen Körper darin in Ruhe hätte ausstrecken können. Da kommt mir mit einemmal ein ganz geschickter Einfall in den Sinn. „Halt!“ ruf ich und mein Esel steht wie angewurzelt still. Was das Wort „Halt“ bedeutet, das hat er gut behalten, dagegen das Wort „Vorwärts“ lernt so ein Esel sein Lebenlang nicht verstehen.

Am Wege steht ein großer vertrockneter Alostengel, an den binde ich meinen Grauen an und denke, ich will es recht pfiffig machen und mich in den Schatten, den er auf das braunverbrannte Gras wirft, zur Ruhe legen. Ehe ich aber diesen vortreflichen Vorsatz ausführe, wisch' ich mir den Schweiß von der Stirn, schlenkere meine beiden Beine in Ordnung — denn sie waren von dem langen Reiten steif wie ein paar Schwefelhölzer geworden — und seh' mich noch einmal nach den schönen blauen Bergen um, die sich auf der andern Seite in weiter Ferne hinziehen.

Als ich mich darauf wieder umkehre, um mich hinzulegen, wer liegt da schon in guter Ruhe im Schatten des Esels und schnarcht wie eine Rohrdommel? Kein anderer als mein Antonio. Er war doch noch ein größerer Pfliffikus gewesen als ich; was ich erst wollte, hatte er schon ausgeführt.

Daß der Mann da so gemüthlich lag und schlief, das war recht schön und gut, aber hier war ich doch offenbar die Hauptperson und er nur des Thieres wegen mitgekommen.



Außerdem konnte er ja die Sonnenhitze besser vertragen, da er viel mehr daran gewöhnt war, als ich.

„Geda Antonio, steh auf!“ rief ich und schüttelte ihn. Er schlug die Augen auf, sah mich groß an, machte dann wieder die Augen zu und — legte sich auf seine andere Seite.

Ich schüttelte ihn derber. „Antonio!“ rief ich, „steh auf! Der Schatten, in dem du da liegst, gehört mir und nicht dir.“ Diesmal aber gab sich Antonio gar nicht einmal die Mühe, die Augen aufzuschlagen, auch sprach er kein Wort, sondern bewegte nur den Zeigefinger der rechten Hand hin und her, was bei den Italienern soviel sagen will, als: „Nein, Herr!“ Noch einmal schrie ich ihm in die Ohren: „Antonio, nimm doch Vernunft an! Ich habe den Esel einmal gemiethet und folglich auch seinen Schatten mit ihm, daher packe dich fort! der Schatten ist mein!“

Da rief Antonio: „Herr! Beweist mir erst, daß Ihr selbst ein Esel seid, dann sag ich, Ihr habt recht, denn dieser Schatten gehört einem Esel und der Esel gehört mir, und daher werde ich nicht aufstehen, sondern in dem Eigenthum meines Eigenthums ruhig fortschlafen!“

Und wieder wollte er sich zur Ruhe legen, aber jetzt hatte er mich in Zorn gebracht, eben weil ich die Wahrheit seiner Worte nicht widerlegen konnte. Ich packte ihn an den Kragen und riß ihn von der Stelle weg, wo er lag. Jetzt wurde er aber auch zornig und sprang auf. Und so faßten wir uns Beide, um uns gegenseitig von dem ersehnten Platze wegzuschleudern. Da gab es einen tüchtigen Ringkampf, denn keiner wollte nachgeben. Zuletzt stießen wir an einen Stein, fielen Beide zu Boden und wälzten uns in der vollsten Mittagssonne so lange herum, bis

wir endlich einen kleinen Erdbahng wohl ein paar Fuß tief auf die weiche Erde herunter rollten. Da lagen wir in dem glühenden Sande wie ein Paar gebratene Hühner in der Bratpfanne; dennoch hielten wir uns als tapfere Ringer noch immer gegenseitig umschlungen.

„Herr!“ sprach jetzt Antonio. „Ich sehe wohl, wir sind an Kraft und Gewandtheit gleich. Wozu plagen wir uns gegenseitig? Hört einen Vorschlag an. Gebt mir einen Paul (so heißt ein römisches Geldstück) da will ich Euch den Eselschatten verkaufen!“

„Wenn es nichts weiter ist, du närrischer Kerl,“ rief ich, „den Paul will ich dir schon geben. Hättest du das nur gleich gesagt, so hätten wir uns nicht unnötig geärgert.“

Wir ließen einander los und standen auf. Antonio empfing sein Geld und wir stiegen wieder den Abhang herauf, von dem wir noch vor Kurzem heruntergerollt waren.

Was sahen wir da! denkt Euch unsern Schrecken! Der Eselschatten, den ich eben für einen blanken römischen Paul gekauft, war fort und der Esel mit ihm. Antonio war pfiffiger gewesen als ich, aber Antonio's Esel noch viel pfiffiger als Antonio. Das Thier hatte die Alostaupe, an die es gebunden war, mit Leichtigkeit aus der Erde gerissen und war auf und davon gegangen. Ganz weit hinten am Horizont auf dem Wege nach Rom sah ich es gemüthlich dahintraben.

Wie Antonio aber den Esel nicht an seinem Plage erblickte, glaubte er, das Thier wäre ihm auf immer verloren und gerieth, auf echt italienische Weise, in die wildeste Verzweiflung. Er biß sich in den Daumen, er raufte sich die Haare, er warf seinen spitzen Hut auf die Erde und trat ihn mit Füßen, kurz, er geberdete sich wie ein kindischer jähzorniger Bube. Dabei schrie er fortwährend: „Ach mein Eselchen! Ach du mein liebes Eselchen! du einziges Gut, das ich armer Mann auf dieser Welt besaß! Ach, der einzige Fehler, den du hattest, das war der verdammte Schatten. Hättest du keinen Schatten gehabt, dann hätt' ich dich noch hier, dann wärst du nicht weg!“

„Sei doch kein Kind!“ rief ich, „da läuft ja dein Esel ruhig nach Hause!“ Und ich wies mit der Hand dahin, wo der Esel seines Weges zog.

Da wurde Antonio plötzlich wie verwandelt. Er jubelte laut auf. Schnell stülpte er wieder den Hut auf sein zerrauftes lockiges Haar; die schwarze Manchesterjacke warf er über die linke Schulter, mit der rechten Hand faßte er seinen Knüttel und fort lief er wie der Wind seinem Esel nach. Nie in meinem ganzen Leben habe ich einen Menschen so laufen gesehen!



Da stand ich nun, allein, mitten in der Gluth einer italienischen Mittagssonne. Was blieb mir zu thun übrig, als meinen beiden Begleitern traurig nachzusehen. „Hoffentlich werden sie bald wieder da sein!“ dachte ich, setzte mich am Wege hin und brummte in den Bart ein deutsches Lied, das da anfängt: „O du lieber Augustin, Alles ist weg!“

Alle meine Hoffnung war vergebens. Ich saß eine, ich saß zwei Stunden da, aber wer nicht wiederkam, war Antonio mit seinem Esel. An jene zwei Stunden werde ich mein Lebtag denken! Endlich wurde ich erlöst. Eine Weinkarre, die von zwei langhörigen Stieren gezogen wurde, kam des Weges daher gefahren. Hätte der Weinkärner sich nicht meiner erbarmt und mich gegen ein gut Stück Trinkgeld mitgenommen, vielleicht säß' ich noch da.

So erzählte mein Vetter. Und was ist die Lehre von der Geschichte? Die Lehre ist die: Wenn es heiß ist und du hast einen Esel, so sei du froh und reite zu, bis du an's Ziel kommst. Wer sich aber um eines Esels Schatten streitet, der hat nur Aerger und verliert den Esel obendrein.

